

er Chef
spolizei und des SD

ghs. (1944)

Geheim Reichsjahr

Willi Fährmann
So weit
die Wolken ziehen

Arena

»Da, da rechts vom Berg!«, rief Irmgard.

Nun sahen es alle. Viel größer als die sehr hoch fliegenden Bomber, langsamer auch, kam ein einzelnes Flugzeug ins Blickfeld, noch weit hinter den Türmen der Kirche, aber doch schon auf dieser Seite des Bergs. Es zog eine schwarzgraue Rauchfahne hinter sich her.

»Getroffen! Abschuss! Der kommt nicht mehr bis Wien!«, jubelten einige.

»Da, Fallschirme! Die sind abgesprungen«, sagte Anna. Ziemlich hoch über dem Flugzeug sah man zuerst vier weiße Fallschirme herunterschweben, einen Augenblick später einen fünften. »Einer fehlt noch! Die haben sechs Mann Besatzung.«

Die Maschine zog über dem Wald hinter dem Kloster ihre Bahn. Die Motoren stotterten.

»Da! Da springt noch einer.«

Der Fallschirm öffnete sich und wurde vom Wind in Richtung Quellenhof getrieben. Der Bomber sank immer tiefer und flog langsam und schwerfällig noch ein Stück über den Wald. Dann entschwand er den Blicken der Mädchen. Kurz darauf klang eine Detonation wie ein Donnerrollen zu ihnen herüber. Eine schwarze Rauchwolke, gesäumt von einem brandroten Rand, stieg über die Baumwipfel hoch in das Blau des Himmels. Der Fallschirm war von einem leichten Wind erfasst worden und schwebte auf das Kloster zu. Die khakifarbene Uniform des Piloten war deutlich zu erkennen. Der Fallschirm sank immer tiefer und verschwand schließlich hinter dem Dach des Quellenhofs. Anna, Ruth und ein paar andere Mädchen rannten um das Haus herum zur Straße.

Frau Lötsche rief: »Zurück ins Haus!« Und als die Mädchen dem Befehl nicht gleich folgten, schrie sie: »Jetzt aber schnell! Oder wollt ihr Stubenarrest?«

Aber die Mädchen waren schon um die Ecke gebogen. Der Fallschirm lag keine zwanzig Meter entfernt mitten auf der Straße. Der Pilot war offenbar gestürzt, hatte sich aber aufgerappelt und befreite sich von den Halteleinen. Er schien benommen zu sein. Schwankend erreichte er auf der anderen Straßenseite die Treppe zur Orangerie und hockte sich auf die unterste Stufe.

»Guck mal«, flüsterte Irmgard. »Der ist noch ganz jung. Der ist nicht viel älter als wir.«

Anna überquerte die Straße. Die anderen folgten ihr zögernd. Der Pilot, ein Milchbart noch, nahm ein Zigarettenpäckchen aus der Brusttasche seiner Uniform, fingerte eine Zigarette heraus und steckte sie sich zwischen die Lippen. Seine Hände zitterten so stark, dass es ihm nicht gelang, ein Streichholz anzureißen. Er versuchte es ein Mal, ein zweites Mal, dann fiel das Streichholz auf die Erde. Da nahm Anna ihm das Streichholzmäppchen aus der Hand. Er zuckte zusammen und schaute ängstlich auf. Anna hielt ihm ein brennendes Streichholz an die Zigarette und er sog den Rauch tief ein.

Inzwischen hatte auch Frau Lötsche die Straße überquert. »Bist du denn völlig verrückt geworden«, fuhr sie Anna an. »Das ist einer von denen, die ihre Bomben auf unsere Städte werfen. Auf eure Eltern.«

»Ist doch noch fast ein Junge«, sagte Anna.

Der Pilot stieß leise ein paar Worte hervor.

»Das ist kein Englisch, oder?« Frau Lötsche war überrascht.

»Nein.« Anna beugte sich zu ihm vor. Wieder flüsterte er etwas.

»Das ist, glaube ich, Polnisch«, sagte sie.

»Polnisch?«, wunderte sich Frau Löttsche. »Seit wann kannst du Polnisch?«

»Ich kann den Mann nicht genau verstehen, aber es ist Polnisch. Ich weiß, wie das klingt.«

»Lutka!«, rief Ruth, »Lutka kann ihn verstehen.« Sie rannte ins Haus und holte die Polin aus der Küche. Frau Zitzelshauer folgte ihnen.

Lutka sprach den Piloten an.

Er schaute auf und antwortete auf ihre Fragen.

Auch der Direktor kam und wies die Mädchen barsch in die Halle zurück. »Ich habe schon die Polizeistation im Dorf benachrichtigt«, sagte er. »Man hat mich informiert, dass die Beamten bereits unterwegs sind.«

Frau Löttsche stand hinter der Polin und befahl ihr: »Schluss jetzt, Lutka. Geh sofort ins Haus zurück.« Und zum Direktor gewandt, sagte sie: »Wer weiß, was die beiden miteinander bereden.«

Lutka weigerte sich und ließ nicht davon ab, mit dem jungen Piloten zu sprechen. »Mowa ojczysta, Sprache von Heimat«, sagte sie.

Frau Löttsche versuchte, Lutka an der Schulter wegzuziehen, aber Lutka schlug die Hand heftig weg und schimpfte laut auf die Lehrerin ein.

»Lauter polnische Flüche«, flüsterte Anna Irmgard zu.

Lutka und Frau Löttsche starrten sich wütend an.

Zwei Gendarmen kamen und sprangen von ihren Fahrrädern. Der ältere zog seine Pistole und richtete sie auf den Piloten. Der jüngere riss ihn hoch und durchsuchte ihn.

»Keine Waffen«, sagte er.

Der Pilot zog seinen Ausweis aus der Innentasche seiner Jacke und reichte ihn dem älteren Polizisten. Der setzte seine Brille auf und las: »Stan Bronski. Ist neunzehn Jahre alt. Kommt aus Ohio. Wir nehmen ihn mit.« Zu Direktor Aumann sagte er: »Sie können doch sicher Englisch sprechen. Sagen Sie ihm, dass er jetzt Kriegsgefangener ist.«

»Weiß er doch längst«, murmelte Anna.

Frau Löttsche wies sie zurecht. »Vorlautes Blag. Halt den Mund!«

Der Direktor sagte, er unterrichte Mathematik und Deutsche Geschichte und seine Englischkenntnisse seien begrenzt.

Anna sprang ein und stotterte etwas von »war« und »prisoner«.

»Ich sage ihm.« Lutka redete wieder mit dem Piloten.

»Hör auf damit!«, rief Frau Löttsche erbost.

»Nazi-Gans, dämliche«, fauchte Lutka. Ihre Augen funkelten und sie schien außer sich zu sein.

»Lutka, beherrsche dich!«, rief Frau Zitzelshauer.

»Jetzt reicht's aber«, mischte der Direktor sich ein. »Sofort alle ins Haus.« Zu Frau Löttsche sagte er: »Das muss den Behörden gemeldet werden. Das wird ein Nachspiel haben.«

Der Polizist, der den Piloten durchsucht hatte, wandte sich an den Direktor. »Ist das

wirklich nötig? Wenn man erregt ist, kommt einem schon mal ein falsches Wort über die Lippen.«

»Aber Kollege!«, tadelte ihn der andere Polizist. »Das können wir uns von einem Polackenweib nicht gefallen lassen.«

Frau Zitzelshauer schüttelte den Kopf. »Lutka, Lutka, was machst du nur für Sachen?«

»Ich will wegen des Polenmädchens nicht in Schwierigkeiten kommen«, sagte der Direktor. »Ich werde beim Ortsgruppenleiter anrufen.«

Als die Mädchen beim Abendessen saßen, fuhr ein Auto vor. Zwei Zivilbeamte stiegen aus und holten Lutka aus der Küche. Sie packten sie an den Armen und führten sie durch den Speisesaal hinaus. Frau Zitzelshauer rief ihnen nach, dass Lutka noch ihren Mantel holen müsse, doch die Männer winkten ab. Die Autotür wurde hinter Lutka zugeschlagen. Sie fuhren in Richtung Tal davon und verschwanden in der Dunkelheit.

»Das arme Ding«, sagte Frau Zitzelshauer leise. »Die kommt nie mehr zurück.« Sie machte sich Vorwürfe. Der Ortsgruppenleiter war ihr gut bekannt. Ihr Vater und er, der Loisl, hatten miteinander Karten gespielt. Wenn sie ihn angerufen hätte ... Vielleicht hätte das genügt, um die Sache unter den Tisch fallen zu lassen.

Eines Tages wurde Ruth überraschend von Esther Salm eingeladen. Die Lagermädführerin erlaubte ihr, bis zum Abend zu bleiben. Esther wohnte mit ihrer Mutter allein in dem Haus am Hang. Der Schotterweg dorthin zweigte von der Landstraße ab und führte ziemlich steil bergan. Man brauchte ungefähr zehn Minuten.

Frau Salm war eine schlanke Frau von etwa vierzig Jahren. Durch ihr kurz geschnittenes schwarzes Haar zogen sich die ersten grauen Strähnen. Die dunklen Augen wurden von schmalen Brauen hoch überwölbt. Frau Salm widmete sich zwar den Kindern, stellte ihnen auch ein paar Plätzchen hin und beteiligte sich ab und zu an ihren Spielen, aber Ruth fand, dass sie dabei merkwürdig ernst blieb. Selbst wenn sich ihre Lippen zu einem freundlichen Lächeln kräuselten, schauten ihre Augen stets ein wenig traurig.

Bei Ruths erstem Besuch hatte Frau Salm sie in ein längeres Gespräch verwickelt. Später sagte Esther zu Ruth: »Meine Mama hat dich ganz schön ausgefragt, nicht?«

»Hab ich nicht gemerkt, aber ich glaub, es stimmt«, antwortete Ruth. Am besten gefiel es Ruth, dass Esthers Mutter sich an das große schwarze Klavier setzte. Sie zündete die beiden Kerzen an, die vorn in den Halterungen angebracht waren, blätterte dann in Notenheften, schlug schließlich eines auf und begann zu spielen. Ruth hatte den Eindruck, dass sie überhaupt nicht auf die Noten schaute, sondern dass ihre Finger die Tasten wie im Traum berührten.

Die Kinder hörten zu spielen auf. Wie gebannt lauschten sie den zarten, manchmal auch wild aufbrausenden Melodien. Nach wenigen Minuten hörte Frau Salm mitten im Spiel auf, löschte die Kerzen und schaute zu den Kindern hinüber.

»Hat es euch gefallen?«, fragte sie.

Ruth nickte heftig. »Aber es klang so traurig.«

»Das Stück hat Ludwig van Beethoven komponiert«, sagte Frau Salm. »Beim nächsten Mal werde ich, wenn du magst, etwas Heiteres spielen. Vielleicht etwas von Esthers Lieblingskomponisten, von Mozart. Aber jetzt wird es Zeit für dich, ins Tannenhaus zurückzugehen. Sie wollen euch dort zu ordentlichen ...«, sie stockte, »... zu ordentlichen, pünktlichen Menschen erziehen.« Sie gab Ruth die Hand und sagte: »Schön, wenn du bald wiederkommst.«

Ruth hatte sich im Tannenhaus einigermaßen eingelebt. Weil sie aber jeden Morgen kurz vor dem gemeinsamen Frühstück zur Schule ins Dorf hinuntermusste und erst zurückkam, wenn die anderen schon zu Mittag gegessen hatten, blieb sie eine Fremde. Frau Hirzel stellte ihr zwar das Mittagessen zurück, aber meist war es nicht mehr richtig warm. Manchmal fand Ruth in ihrer Stube die Sachen aus dem Spind herausgerissen und auf ihr Bett geworfen. Wenn sie nach dem Grund fragte, wurde ihr gesagt: »Musst eben sorgfältiger einräumen.«

Ruth wusste genau, dass sie sich an die vorgeschriebene Ordnung gehalten hatte. Sie beschwerte sich bei der Lagermädelführerin. Die sprach zwar mit den anderen Mädchen der Stube, aber es änderte sich nichts.

Auch bei ihrer Schwester Irmgard fand Ruth keine Unterstützung.

»Das wird sich mit der Zeit schon geben«, sagte Irmgard nur. »Musst dich eben durchbeißen.« Dann ging sie aus dem Zimmer und ließ Ruth einfach stehen.

Anna hatte mitbekommen, wie Irmgard ihre Schwester abgefertigt hatte. »Wie geht es dir mit dem Tischgebet, Ruth?«, fragte sie.

»Frau Lötche hat es mir verboten. Aber ich tue es trotzdem. Bis auf sonntags esse ich ja allein. Weil ich immer erst gegen halb zwei aus der Schule ins Tannenhaus komme.«

»Und sonntags?«

»Sie lachen mich aus, wenn ich das Kreuzzeichen mache. Manche nennen mich die Betschwester oder das Engelchen.«

Anna sah auf ihre Armbanduhr. »Komm«, sagte sie, »wir gehen zu Pater Martin. Vielleicht weiß der Rat.«

Sie trafen den Pater in der Kirche. Er war dabei, die vielen Kerzen zu ordnen, die vor der kleinen Marienstatue entzündet worden waren. Anna stellte Ruth vor und erzählte dem Pater von den Nöten des Kindes. Er gab eine merkwürdige Antwort. »Wisst ihr, was heute für ein Tag ist?«

»Der 11. November«, sagte Ruth.

»Ach ja!« Anna schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. »11. November, Martinstag. Sie haben ja Namenstag, Pater.«

Er lachte und erzählte ihnen von Martin von Tours, von der Winternacht, in der er, damals noch römischer Offizier, seinen Mantel mit einem Bettler geteilt hatte. Pater Martin geriet dabei richtig ins Schwärmen.

Anna unterbrach ihn. »Und was machen wir mit Ruth?«

»Zu allen Zeiten, damals bei den Römern und sogar heute, wurden und werden Menschen auf der Welt umgebracht, weil sie sich offen zu ihrem Glauben an Christus bekannt haben. Die Kirche nennt sie Blutzeugen, Märtyrer. Sie werden als Heilige verehrt. Aber bei Martin ist es zum ersten Mal anders gewesen. Er ist nicht umgebracht worden. Die Kirche verehrt ihn wegen seines Lebens, nicht wegen seines Sterbens für den Glauben.«

»Und wie kann Ruth das helfen?«

»Nun, es wird wohl niemand heiliggesprochen, der sich danach drängt, für den Glauben zu leiden oder sogar zu sterben. Zum Beispiel so zu beten, dass die anderen wütend werden.«

»Also soll ich gar nicht?« Ruth schaute den Pater misstrauisch an.

»Doch, doch. Als ich 1914 nach Ausbruch des Krieges Soldat werden musste, haben meine Kameraden mich belächelt und dann und wann auch verspottet, weil ich vor dem Essen aufstand und betete. Da hat mir mein Unteroffizier den Rat gegeben, es so zu machen wie er. Er zeichnete vor dem Essen mit dem Löffel oder mit der Gabel ein großes Kreuz auf die Speisen. Ich hab es dann auch so gehalten. Sicher, dieser und jener hat es bemerkt, aber der Spott hat allmählich aufgehört.«

»Und das ist dann auch ein Gebet?«

»Ich glaub schon, Ruth. Aber ich hab mein Beten nicht mehr so zur Schau gestellt. Und das hat mir geholfen.«

Vielleicht versuch ich es auch. Aber ob meine Mutter damit einverstanden wäre?, dachte Ruth.

Der Pater führte die beiden noch kurz durch die Kirche. An den Wänden hingen Krücken und in Glasvitrinen waren Schmuckstücke aufbewahrt, selbst die Nachbildung eines kleinen Menschenarms aus Silber, kurze Briefe auch.

»Das sind die Dankesgaben vieler Menschen, die glauben, dass ihnen in Maria Quell geholfen worden ist«, erklärte Pater Martin.

»Glauben Sie das auch?«, fragte Anna. »Ich meine, das mit den Wundern?«

Der Pater hob die Schultern. »Das muss jeder mit sich selbst ausmachen«, sagte er. »Aber ich bin mir ganz sicher, dass viele Menschen getröstet von diesem Ort wieder nach Hause gehen konnten.«

»Jetzt noch schnell die Quelle«, bat Anna. »Ruth muss in ein paar Minuten wieder im Tannenhaus sein.«

Der Altar war nicht ganz bis an die Chorwand der Kirche gebaut worden. Dahinter gab es einen Durchgang. An der Rückseite des Altars befand sich ein halbrundes Becken aus gelbem Marmor, in das aus einem silbernen Röhrchen ein dünner Wasserstrahl floss. Ein Abfluss dicht unter dem Beckenrand verhinderte, dass das Wasser überlief. Anna tauchte ihre Finger in das Wasser und berührte dann ihre Stirn.

»Was es mit der Marienquelle auf sich hat, das muss ich euch später erzählen. Denn das ist eine längere Geschichte. Und ihr wisst ja, wenn jemand bei euch die Zeit nicht einhält, dann ...«

»Danke, Pater Martin«, sagten die Mädchen.